

## **Linz und ein geplatzter Traum**

Im Sommer 2007 zog ich in ein Heim für minderjährige Flüchtlinge in Linz. Ich besuchte einen Deutschkurs und im Herbst sollte ich wieder auf die Schule gehen. Ich mochte Linz vom ersten Moment an. Alles hier strahlte Freundlichkeit und Wohlstand aus und es gefiel mir, der Bewegung und dem aktiven Leben an der Donau zuzusehen.

Als die Schule begann, war ich voller Motivation. Ich sog alles Wissen in mich auf und strengte mich sehr an. In Afghanistan ging ich wegen der Flucht nur bis zur 5. Klasse in die Schule und viele Sachen wurden anders unterrichtet, doch ich lernte mit Fleiß und Disziplin.

Was mir an der Schule besonders gefiel, waren die Exkursionen in verschiedene Lehrbetriebe. In einer CNC Fräserei stellte ich mich so geschickt an, dass man mir ab Herbst einen Lehrvertrag anbot, doch ich lehnte ab. In wenigen Monaten, im März 2008, wurde ich 18 und ab dann konnte ich nicht mehr in der Unterkunft bleiben. Eine eigene Wohnung war teuer und nur von dem Lehrlingsgehalt konnte ich sie mir nicht leisten. Ich suchte mir neben der Schule noch einen Job in einer Verzinkerei. Die Arbeit war hart, doch das war ich gewohnt, und ich wollte mir Geld beiseitelegen, um meine Wohnungseinrichtung zu bezahlen. Leicht war es nicht immer und manchmal auch ungewollt ziemlich lustig. In meiner ersten Nachtschicht wurde ich von einem Mitarbeiter eingearbeitet, der nur sehr schlecht Deutsch sprach und einen so eigentümlichen Akzent hatte, dass ich immer wieder lachen musste. Ich wollte ihn nicht verärgern, also lief ich immer schnell weg und versteckte mich, wenn der Lachreiz zu stark wurde. Es war wirklich zu komisch.

Da ich mich anstrengte und geschickt anstellte, war ich bei den Kollegen schnell beliebt. Sie schätzten mich und bald durfte ich alleine an Maschinen arbeiten und sie programmieren. Einige von ihnen fragten mich nach meinem Lebensweg und interessierten sich für mich.

»Du wirkst immer so positiv«, sagten sie und es freute mich, dass sie meine Leistung anerkannten. Leider galt das nicht für alle. Der Vorarbeiter redete hinter meinem Rücken schlecht über mich. Er sprach von meiner »Fragwürdigkeit« und dass man jemandem wie mir nicht trauen konnte. Ich sei hinterhältig und vor mir müsse man sich in Acht nehmen. Das verletzte mich sehr. Er kannte mich nicht und urteilte einfach so über mich anhand von Dingen, die mit mir nichts zu tun hatten. Dieser Schmerz fraß sich tief in mein Inneres. Jede neue Demütigung, Diskriminierung, jede neue Verletzung drang in mein Inneres und hinterließ dort eine neue Spur aus Schmerz. Es machte mich hart. Mein Blick auf die Welt veränderte sich. Ich sah nur noch das Schlechte in den Menschen und rechnete stets damit, betrogen oder ungerecht behandelt zu werden. Ich verlor meine Freundlichkeit und wurde selbst rücksichtslos. Das Problem an so einer Haltung ist, dass die Welt automatisch ein wenig dunkler wird. Wer nur noch Dunkelheit sieht, zieht Dunkelheit

an, dabei sehnte ich mich nach Licht und nach Liebe, nach dem, was die Menschen miteinander verband und zusammenhielt. Hin und wieder konnte ich sie nur in den Augen eines Menschen aufblitzen sehen. Leider blieb es oft dabei. Meine Kollegen in der Verzinkerei diskriminierten mich nicht, doch sie nahmen mich auch nicht in Schutz, wenn der Vorarbeiter mich schlechtmachte. Das waren die Gründe, weshalb ich am liebsten allein blieb. Ich wollte weder Zorn empfinden noch ungerecht behandelt werden, sondern mich auf meine Zukunft konzentrieren.

Nachmittags kochte ich mir hin und wieder etwas, doch außer Eiern kannte ich keine Gerichte. Mir hatte nie jemand beigebracht wie man kochte. In Afghanistan lernte man das durch Zuschauen oder anlässlich der traditionellen Feste, wenn die Männer des Dorfes in großen Kesseln Fleisch, Reis und Gemüse kochten.

Von meinem ersten Gehalt lud ich meine Klasse und die Lehrerinnen zum Schlittschuhlaufen ein. Das war ein großer Spaß. Außerdem besuchte ich eine Disco und trank Alkohol. Ich wollte so sein wie alle anderen, damit die Glaswand zwischen mir und der Welt endlich verschwand. Trotz all meiner Bemühungen blieb sie, trennte mich von allem, was gut und schön war. Nur das Schlechte, die Schatten, die drangen zu mir durch und fraßen mich langsam von innen auf.

Gerade, als es in mir und um mich besonders finster war, schickte das Schicksal mir ein Licht in Gestalt von Frau Helm. Frau Helm war eine pensionierte Lehrerin, die unter schrecklichem Asthma litt. Sie lebte in Linz und wir hatten uns bei einer Zugfahrt von Wien nach Linz kennengelernt. Wir kamen ins Gespräch und sie sagte mir, dass sie Hilfe in ihrem Garten brauchte. Ich bot ihr an, dabei zu helfen. Bei dieser Gelegenheit kochte sie für mich, beschenkte mich und gab mir manchmal sogar Geld. Niemals, zu keinem Zeitpunkt, erwartete sie eine Gegenleistung dafür. Wir führten viele Gespräche, über die Welt, die Menschen und warum alles so war, wie es nun mal eben ist. In ihrer Gegenwart fühlte ich mich wohl, als ganzer Mensch. Die Glasscheibe verwandelte sich in ein hauchdünnes Gewebe, durch das ein warmer Sommerwind hereinwehte.

Ein paar Mal fiel mir auf, dass sie Geld herumliegen hatte und ich machte sie darauf aufmerksam. Irgendwann sagte sie mir: »Ich habe dich getestet. Ich wollte wissen, ob ich dir vertrauen kann.«

Ich nahm es ihr nicht übel. Ich wusste selbst zu gut, wie schlecht die Menschen sein konnten.

Auch der damalige Pfarrer von Linz-Ebelsberg war ein liebevoller und freundlicher Mensch, der sich hin und wieder mit mir unterhielt. An ihn habe ich eine gute Erinnerung. Er verkörperte für mich das, was einen Gottesmann ausmacht: Güte und Liebe und die absolute Gewissheit, dass alles gut wird.

Im Frühjahr 2008 musste ich aus dem Heim ausziehen. Frau Helm vermittelte mir eine Wohnung bei einer Freundin, die privat Zimmer vermietete. Meine beiden Zimmer im 1. Stock hatten durchaus ihren Charme, doch ich musste mir Küche und

Bad mit einem arbeitslosen Alkoholiker teilen, der unter mir wohnte. Seine Launen waren unberechenbar und er begann schon kurz nach meinem Einzug mich zu schikanieren. Er schickte mich nachts zur Tankstelle, um Bier zu holen und es interessierte ihn nicht, dass ich am nächsten Tag arbeiten musste. Ich versuchte es ihm Recht zu machen, aus Respekt vor seinem Alter – er war Mitte 40 – und weil er Österreicher war. Ich wollte keinen Ärger, doch das wurde zunehmend schwerer. Wenn ich duschte, schimpfte er, dass ich zu viel Wasser verbrauchte, wenn ich mir etwas zu essen machte, beschwerte er sich, dass ich ihn störte. Also lebte ich bald nur noch von Fast Food und duschte bei Freunden. Ich versuchte, ihm aus dem Weg zu gehen, doch, wenn er mich auf der Treppe hörte, kam er heraus und beschimpfte mich. Wieder war da die Dunkelheit, die ihre Klauen nach mir ausstreckte, dabei wollte ich doch nur irgendwo in Frieden leben.

Meine Pechsträhne hielt an. Ende 2008 kam die Finanzkrise heran und 2009 blieben in der Verzinkerei die Aufträge aus. Ich und noch ein paar andere wurden gekündigt. Ich stand vor dem Nichts. Alle meine Träume drohten zu zerplatzen und für mich war das schwer auszuhalten. Eines Abends reichte mir einer meiner Freunde eine selbstgedrehte Zigarette. Ich dachte, es sei Tabak und rauchte sie. Erst dann erfuhr ich, dass es ein Joint war. Es fühlte sich merkwürdig an und erst einmal nicht angenehm. Als ich in den Spiegel sah, erschrak ich vor meinen blutunterlaufenen Augen. Noch Tage später hatte ich Angst, dass man mir ansehen könnte, dass ich einen Joint geraucht hatte. Alle Geräusche und alle Farben fühlten sich viel zu intensiv an.

Man bot mir einen neuen Job als Installateur für Solartechnik an. Ich war ehrlich und sagte ihnen, dass das nicht mein Traumberuf war, aber dass ich auch diesen Beruf lernen würde, um voranzukommen. Daraufhin zogen sie ihr Angebot zurück. Glücklicherweise konnte ich dann noch einmal für kurze Zeit in der Verzinkerei arbeiten.

Ich trat auf der Stelle, wie so oft und das setzte mir zu. Ich versuchte zu verdrängen und mir immer wieder neuen Mut zuzusprechen, doch das wollte mir immer weniger gelingen. Das Fassungsvermögen eines Menschen ist begrenzt und manchmal sind es viele kleine Tropfen, die das Fass zum Überlaufen bringen. So war es auch bei mir.

Nachts lag ich wach und starrte an die Decke. Ich hoffte, dass es mir endlich gelänge, meine Gedanken zum Schweigen zu bringen, doch sie kreisten unablässig um die Zukunft. Als man mich erneut kündigte, ging ich kurzerhand zurück nach Steyr. Dort war es mir gut gegangen, warum nicht einfach von vorne anfangen?

Heute weiß ich, wie naiv das von mir war. Meine Schatten verfolgten mich, sie waren ein Teil von mir geworden, ganz egal, wohin ich auch ging. Ich hätte sie vertreiben müssen, statt erneut davonzulaufen, doch das war alles, was ich konnte. Ich wusste nicht, wie man innere Wunden heilt, die in der Seele schmerzen.

In Steyr fand ich überraschend eine Anstellung als Pizza-Koch. Ich hatte keine Ahnung von Pizza und noch weniger von Kochen, doch ich arbeitete mich rasch ein und nach wenigen Wochen buk ich jeden Tag zehn Stunden lang bis zu 80 Pizzen. Das machte mir großen Spaß und noch heute sagen meine Freunde, dass es nirgendwo so gute Pizza gibt wie bei mir. Auch eine neue Wohnung war kein Problem. Sie war winzig, aber sauber und sie gehörte mir alleine. Niemand konnte mich mehr anbrüllen oder terrorisieren und ich konnte duschen und kochen, so viel ich wollte, sofern ich nach der Arbeit noch Energie dazu hatte. Das Leben geriet wieder in ruhigere Bahnen, doch das Unglück hatte mich zu oft gebeutelt, als dass ich darauf vertrauen konnte.

Ich telefonierte regelmäßig mit meinem Vater. Wir stritten uns oft. Er verlangte, dass ich nach Hause kam.

»Als ältester Sohn bekommst du hier alles«, sagte er mir, doch ich war noch nicht bereit, hier alle meine Zelte abzurechen. Noch wollte ich nicht alles verloren geben und hielt an meinem Traum fest. So leicht gab ich nicht auf, dazu hatte ich zu sehr gekämpft, um hier zu sein.

In Steyr lernte ich ein Mädchen kennen. Sie war Bulgarin und sagte zu mir: »Ich möchte ein Kind von dir haben. Mir gefällt, wie du aussiehst, dein tiefschwarzes Haar, die feinen Gliedmaßen.«

Ich war irritiert. »Und dann? Ich meine, wie stellst du dir das vor? Sollen wir heiraten? Dazu bin ich zu jung!«

In Afghanistan heiratete man noch viel jünger, doch das wollte ich ihr nicht sagen. Ich fühlte mich wirklich nicht bereit, zu heiraten und ich wusste auch nicht, ob ich sie heiraten wollte.

»Ich gehe zurück nach Bulgarien«, sagte sie. »Und nehme dein Kind mit.«

Ich verstand sie nicht. Ein Kind war doch kein Tattoo.

In meiner wenigen Freizeit traf ich mich mit zwei Freunden, beide Österreicher. Meine übrigen Freunde kamen aus Afghanistan oder aus den Unterküften in Steyr und Linz. Die beiden nahmen Drogen und irgendwann machte ich einfach mit. Ich kann nicht mehr sagen, womit es anfang. Wir nahmen Tabletten, wir zogen Lines und irgendwann spritzten wir uns sogar Heroin. Es fühlte sich so gut an, all meine Probleme und Sorgen zumindest für eine Zeit zu vergessen. Ich hatte zwar eine Arbeit, doch einen Beruf lernen konnte ich nicht, weil ich keine Familie hatte, bei der ich wohnen konnte. Das Lehrlingsgehalt reichte nicht aus, um eine Wohnung zu unterhalten. Ich steckte mal wieder fest, hing in der Schwebe, war alles und gar nichts, ohne ein Ziel in Aussicht. Dieser Zustand kann einen in den Wahnsinn treiben, auch ohne Drogen.

Meine beiden österreichischen Freunde in Steyr rauchten Haschisch und nachdem ich es einige Male probiert hatte, fand ich Gefallen daran. Es machte den Kopf weich und brachte die Gedanken zum Verstummen. Was man sonst eher

belanglos findet, ist auf einmal urkomisch und sogar über die Dinge, die einem wehtun oder Sorgen machen, kann man lachen und sie aus einer anderen Perspektive betrachten. Ab und zu kann das heilsam sein, wenn man es jedoch zu oft macht, verliert man die Bodenhaftung, den Kontakt zur Realität. Meine Ziele, die ich zuvor so fest vor Augen gehabt hatte, verschwammen, verloren ihre Konturen, bis ich sie fast gar nicht mehr erkennen konnte. Ich hatte keine Orientierung, keinen inneren Kompass mehr, und das, nachdem ich alleine aus dem Iran bis nach Österreich geflohen war. Während meiner gesamten Flucht konnte ich mein Ziel immer klar sehen, das Haus, in dem ich einmal leben würde, den Beruf, den ich ausüben würde, sogar meine zukünftige Familie, meine Frau und meine Kinder. Doch das alles war jetzt verschwunden. Ich war angekommen, hatte mein Ziel erreicht und doch irgendwie nicht. Alles war so entsetzlich kompliziert, so mühsam und ich fühlte mich so erschöpft. So vergingen die Monate und schließlich die Jahre. Die Tage zogen einfach an mir vorbei. Ich ging zur Arbeit, in meiner Freizeit saß ich bei meinen Freunden und nahm Drogen. Dann löste sich die Wirklichkeit auf und machte Platz für angenehme Gefühle. Was mir damals nicht bewusst war, war, dass sich mit jedem Rausch auch ein Stück von mir auflöste.

Irgendwann setzte sich in meinem Kopf der Gedanke fest, dass ich ja auch zurückkehren könnte. Meine Familie wartete auf mich in Afghanistan, vielleicht war es an der Zeit, meine Zelte abzurechen und dahin zurückzugehen, wo ich hergekommen war, wo man mich kannte, wo ich jemand war.